

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

nr. 181.

Samstag, 5. August.

1916.

II. Fortsetzung.

## Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Beek.

(Nachdruck verboten.)

Er tat viel Geld in den Beutel und reiste seiner Pflicht nach, und Frau Minchen tat die ihre, indem sie ihn aufforderte, seiner verwitweten Schwester einen Platz an ihrem Herde anzubieten.

Fritz zwinkerte merkwürdig mit den Augen, küßte sein Minchen und brummte etwas von Dank für die gute Meinung, brachte aber bei der Rückkehr die Schwester nicht mit. Sie hätte nicht gewollt, berichtete er einsilbig, sie verdiene dort ihr Brot. Auf welche Art und Weise sie das tat, blieb ungesagt, ebenso, daß ihm der Verzicht der Schwester auf den Platz an seinem häuslichen Herde ein hübsches Böschchen Geld gekostet hatte, das er aber gern opferte, um des häuslichen Friedens und — nun um so mancherlei anderer Dinge halber.

Minchen war keine Hyagnatur. Ihr genügte die angenehme Tatsache, die Schwägerin los zu sein und sie hätte deren Dasein wohl allmählich ganz vergessen, wenn nicht, nach ungefähr Fahrzfrist, die Vermählungsanzeige dieser jungen Dame eingetroffen wäre.

Richtige Vermählungsanzeige, vornehm bis in den letzten Buchstaben hinein, im modernsten Stil, auf modernstem Papier — vermaßt mit dem Rittmeister Freiherrn von Biebermann. Der Rittmeister war zwar a. D., aber trotzdem blieb er Rittmeister und Freiherr!

Minchen erstarrte. Von all den Gutsbesitzern rings in der Umgegend war nicht ein einziger adlig! Und nun besaß sie eine Schwägerin, die Rittmeisterin und Freifrau war! Zum ersten Male seit sie ihres Fritzes treues Weib geworden war, erwachte die Neugier in ihr. Wie war denn diese Schwester, die es so weit gebracht hatte?

Fritz war selbst erstarrt. Donnerwetter, daß Empor-blühnen lag doch wohl in der Familie! Wie die Amalie war? Na, schön — bildhübsch und forscht! Er strich den dunklen Schnurrbart, lächelte sein Minchen an und sagte: „Siehste, Minchen, wir Niedels machen's mit die äußern Vorzüge!“

Minchen lächelte auch. Ja, das wußte sie, aber nebenbei war ihr Fritz ein tüchtiger Mensch und guter Arbeiter.

Als sie das stolz sagte, verzog ihr Mann das Gesicht etwas eigenartig, schüttelte den Kopf und ließ sich zu der Auskunft hinreissen, daß man so etwas der Mutter nicht gerade nachfragen könne, aber weiter ließ er sich nach wie vor nicht über die jewige Freifrau aus, und als der vornehmste Vermählungsanzeige einige Tage darauf ein langer Brief der Schwester folgte, blachte sein Stolz auf die vornehme Verwandtschaft merklich ab und er begann wieder zu glauben, daß das Empor-blühnen doch wohl nur seine Familiensache wäre.

In diesem Sinne hatte auch der Brief der freifraulichen Schwester gelautet und der begüterte Bruder fand es günstig, der zu ihm geplanten Hochzeitsreise des jungen Paares dadurch vorzubeugen, daß er lieber

nochmals ein erkledliches Sümmchen als den Frieden seines häuslichen Herdes opferte.

So lernte Frau Minchen die vornehme Schwägerin und deren Herrn Gemahl nicht kennen und tröstete sich auch darüber, nachdem ihr Mann ihr in ziemlich vagen Umrissen angedeutet hatte, daß der Herr Rittmeister wahrscheinlich ein Lump sei, dem seine arme, unerfahrene Schwester zum Opfer gefallen wäre, und daß man besser täte, sich nicht weiter um die Verwandtschaft zu kümmern.

Denach wurde ihrer nicht mehr gedacht. Fritz Niedel und seine Frau hingen mit ihren gesunden Sinnen nicht gern unfruchtbaren Gedanken nach. Sie waren vollbefriedigt von ihrem eigenen Leben, in dem alles, woran sie die Hand legten, blühte und gedeih. Nur eines nicht, wenigstens nicht so, wie Frau Minchen es wünschte, und gerade dieses eine war als die Hauptsache. Ihr Lieblingskind, ihr Eugen, vernichtete auf das entschiedenste alle Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt hatte. Er blieb ein kleiner, dicker, ungeschickter Stöpsel, mit einer strohblonden Mähne, wasserblauen Augen, einem Bumpelnöschen und einem Haifischmäulchen, das genaue, traurige Ebenbild seiner schönheitsarmen und dabei so schönheitsdurftigen Mutter. Und dabei schien er der einzige bleiben zu wollen, dieser Schlingel, der sich so beeilt hatte mit seinem Eintritt in die Welt, als wenn er gleich hinter sich einer langen Reihe von Geschwistern Platz machen müßte!

Frau Minchen sah oft mit undäufertem Blick auf ihr unerwünschtes Ebenbild, am meisten, wenn aus Berlin wieder einmal die Nachricht einlief, daß der freiherrliche Familie ein Knabe oder ein Mägdelein geboren sei.

Das waren die einzigen Lebenszeichen, die von der vornehmen Verwandtschaft kamen. Sie kosteten Frau Minchen stets ein paar neidische Seufzer und ihrem Mann eben so sicher einige Papierscheine, beide Opfer schweigend und heimlich gebracht. Dazwischen ließen auch ab und zu Todesnachrichten der freiherrlichen Sprößlinge ein, für die Fritz Niedel allein seine Opfer brachte, denn Frau Minchen erklärte in diesem Fall mit fühlbarer Ruhe: „Na, ischad' auch nichts. Was brauchen die Leute so viel Kinder? Die könnten wo anders hinkommen, wo man sie gut ernähren könnt!“

Und sie wußte, was sie damit meinte, nur, daß diese eigenartigen Kinder sich leider nicht nach ihrer Meinung führten und nicht zu den Leuten kommen wollten, die sie so gut ernähren könnten.

Die junge Frau Schwechler, die mit ihrem Mann seit zwei Jahren zu den nächsten Nachbarn des Niedelchen Chepaars gehörten und sich mit diesem sehr angefreundet hatten, trotzdem zwischen den beiden Frauen ein beträchtlicher Altersunterschied bestand, war die einzige, der gegenüber Frau Minchen manchmal ihr Herz ausschüttete.

"Ja, wenn ich man bloß eine Tochter hätt", seufzte sie dann immer wieder.

Und getreulich tröstete die hübsche, junge Nachbarin: "Das kann noch immer kommen, Riedelchen. Nur nicht den Mut verlieren. Wenn sie mal kommt, wird sie denn auch 'was Extraes'!" Dann leuchteten Frau Minchens Augen wohl momentan hoffnungsvoll auf, um sich gleich darauf wieder zu verschatten.

"Ja, Schweichlerchen, Sie können gut reden, Sie sind noch jung! Ihnen fliegen die gebrat'nien Tauben noch in'n Mund!" Frau Berta Schweichler zog ihr Gesicht in komisch schmerzhafte Falten. Der oben auf dem Dachfirst ihres alten Gutshauses klappernde Storch hatte ihr eben das erste Kindchen, einen rosigen, dicken Zungen, durch den Schornstein geworfen, aber sie fand, trotz dieser liebenswürdigen Beteiligung des rotbeinigen Adebars, daß diese gebratenen Tauben doch nicht so ganz bequem in den Mund lögeln und wehrte daher beschieden ab.

"Nein, nein, Riedelchen, ich bin vorläufig versorgt. Jetzt haben Sie den Vortritt, ich verpuste mich erst ein bißchen."

Aber Frau Minchen kam selbst dieser höflichen Aufforderung nicht nach. Die ersehnte Tochter wollte nicht erscheinen und Eugen, das mißratene Liebeskind, blieb nach wie vor der einzige Sproßling der Riedelschen Ehe.

In Berlin schien mittlerweile der Kindersegen aufzuhören. Dafür traf die Lodesnachricht des Rittmeisters und Freiherrn ein und damit zog am Lebenshimmel Fritz Riedels eine drohende Sorgenwolke auf, die verwitwete Freifrau ließ es sich nicht genug sein an der kräftigen Beihilfe, die ihr Bruder zum Begräbnis ihres Schwagers leistete, sondern gab ihren schwesterlichen Gefühlen einen Ausdruck, indem sie kurz und förtlich verlangte, daß der Bruder Fritz sie und ihre Kinder jetzt für längere Zeit bei sich aufnehme.

Als dieser liebevolle Wunsch mit äußerster Energie und goldenem Nachdruck abgewiesen wurde, schwiegen die verwandtschaftlichen Gefühle für einige Zeit und traten dann in zwar verkleinerter, aber noch ausgeprägterer Form auf, indem die Freifrau verlangte, daß ihr Bruder, der ja fast gar keine Kinder habe, eines der ihren als sein eigenes Eigentum für lebenslang zu sich nehmen solle. Es könnte das Kind ja immerhin den Namen behalten, auf den es getauft sei, denn ihr lieber Bruder Fritz würde sich nicht der Tatsache verschließen, daß dieser Name besser Klinge und kräftiger in der Welt vorwärts hilfe als der schwache Name Riedel. Aber sonst sei Frau Amalie ganz geneigt, alle Rechte abzutreten und alle Pflichten für ihr adeliges Kind dem bürgerlichen Pflegevater zu überlassen.

Dieser bürgerliche Pflegevater tobte. Er ließ sich in seinem Born über die unausgesetzten verwandtschaftlichen Forderungen sogar soweit fortreiben, daß er seiner Frau gegenüber zum ersten Male seine Familie eine Lumpenbagage nannte, und verschwörte sich, daß von dieser nie jemand einen Fuß in sein sauberes, bürgerliches Haus setzen solle.

Frau Minchen war ganz bestürzt. Eugen zählte nun schon acht Jahre, die Aussicht, daß er noch einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin erhalten würde, zerfloss immer mehr zu einem schönen Traum, und daher war ihr der Gedanke an ein hübsches, vornehmes Pflegesöchterchen nicht so ganz unmöglich vorgekommen. Aber als ihr Fritz, nun einmal im Zuge, sein lang verschlossenes Bruderherz so weit erleichterte, daß er deutlich heraus sagte, seine Schwester wäre immer eine Schlampe und ein leichtfüßiges, genüßsuchtiges Ding gewesen, und der saubere Herr Rittmeister hätte wohl nur die Rolle eines Deckmantels für den sehr loseren Lebenswandel des schönen Weibes gespielt, da strich Frau Minchen jeden Gedanken an joch ein Pflegesöchterchen aus ihrem Herzen und gab ihrem Manne vollkommen recht, daß er diesmal sich mit voller Energie von der Schwester lossagen und all ihre weiteren Forderungen

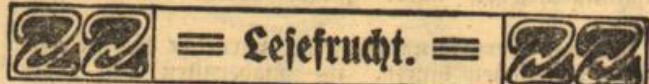
an sein verwandtschaftliches Gefühl und seinen Geldbeutel ein - für allemal zurückweisen solle.

Fritz Riedel mußte dafür sehr tief in den Geldbeutel seiner Frau greifen. Der alte Amtmann Rothahn hätte sich im Grabe umgedreht, wenn er gesehen hätte, wie dieser nichtsnutzige, kleine Inspektor mit seinem schönen, erworbenen und ererbten Gelde umging, und Frau Minchen wäre vielleicht auch etwas unangenehm überrascht gewesen von dieser Erkenntnis. Da sie aber ihrem Fritz blind untertan war, wie die Frauen der guten, alten Zeit, aus der ihre Ansichten meistenteils stammten, es gewohnt waren, und von ihrem Soll und Haben nicht die leiseste Ahnung besaß, so blieb ihr glücklicherweise jeder Kummer in dieser Angelegenheit erspart, und ihr Herz konnte sich erleichtert fühlen, ohne daß sie wußte, wie ihr Geldbeutel erleichtert wurde.

Übrigens durfte der Herr Rittergutsbesitzer Riedel sich schon solch einen tiefen Griff in den Geldbeutel ohne Gewissensbisse erlauben, denn seine außerordentliche Wirtschaft hob unausgesetzt die Erzeugnisse des Bodens und sein Sohn Eugen nahm selbst nach diesem Abzug an unbekannte Dänen und Betttern jährlich immer mehr zu an Gut und Geld.

Leider nicht ebenso an Schönheit und Verstand. Er war ein guter, lieber Junge, aber Staat konnte man mit ihm nicht machen. Getreulich blieb er das Ebenbild seiner Mutter, äußerlich und innerlich, etwas langsam im Denken und Erfassen, nicht leicht zugänglich und in gewissen Fällen von unentwegter Starrköpfigkeit, aber sonst gutmütig und brav. Ein tüchtiger, schlüchter Alltagsjunge, der, wenn nichts Besonderes ihn aufstachelte, seinen Weg ruhig, schlicht und gerade durchs Alltagsleben machen würde. Frau Minchen seufzte nach wie vor, wenn sie ihn ansah. Sie liebte ihren Sohn, selbstverständlich, wie sollte eine Mutter nicht ihr einziges Kind lieben? Aber zur Zufriedenheit mit ihm, in dem was ihr Herz träumte, kam sie nie, am wenigsten, wenn sie andere Kinder sah.

(Fortsetzung folgt.)



Nur selten ruht auf festem Grunde,  
Was man im Leben "Ewig" nennt:  
Denn halb entfammt's der guten Stunde  
Und halb dem Temperament.

Lechner.

## Freiwillige vor!

Von Divisionspfarrer H. Lehmann.

D. E. K. Die Sturmflut deutscher Waffen war mit donnerndem Unprall gegen den Eisengürtel der stolzen französischen Festung Verdun hinangebrannt. Schon waren starkfestigte Dörfer tiefsitzende Batterien, selbst schwere arbeitsschwere Panzerseiten aus der Geschlossenheit des gewaltigen Gegenfeuers der französischen Front herausgerissen. Nach immer tollste der dumpfe Donner schwerer und schwerster Batterien zu unserer Maas-Mosel-Front bei Tag und Nacht herüber und fullte unsere vielgewohnten Ohren mit ständigem Dröhnen und ließ im Bittern des Erdbodens den Sand der Grabenbrüstungen rinnend niederfallen und die brüchigen Fensterscheiben unserer Ruhequartiere wirren. Der Krieg als Meister aller wut- und haßvollen Töne spielte uns eine Fuge von ohren- und herzschütternder Gewalt und ließ uns oft mitten im Gespräch erschauernd schweigen, wenn als den Grundstoff der furchtbaren Kriegsweise wir wieder einmal dies erkannten:

"Menschliches Wesen, was ist's? Gewesen.  
In einer Stunde geht es zugrunde."

Gnade Gott den Kameraden, die dort im Höllenfeuer liegen! Neue und immer neue Streitkräfte führt der Feind gegen sie heran. Division folgt auf Division, Reserve auf Reserve. Dazwischen vor der Hoffnung Frankreichs, vor Verdun, der Siegeswillen der deutschen Soldaten gebrochen werde, dazu zieht man Truppen von allen Fronten herbei.

Aber die deutsche Heeresleitung will und muss wissen, von welchen Stellen der Front. Zu dem Zwecke gilt es, französischen Gefangenen zu machen und auszuforschen. Sie müssen in ihren Gräben unter dem Schutz der Nacht und starker Artillerie-Vorbereitung übertumpelt und durch das Gewirr der beiderseitigen Drahtverhaue und der dazwischenliegenden Granatlöcher herübergeschleppt werden. Keine kleine Arbeit, denn auch die französischen Posten haben scharfe Augen; auch die französischen Minenwerfer schleudern ihre furchtbaren Geschosse gut; auch die französische Stacheldrähte hemmen den raschen Vorstoß; auch die französischen Schützen zielen sicher. Wer an der nächsten gewaltfamen Entladung teilnimmt, muß sich vor Augen halten, daß es auf Tod oder Leben geht. Wie mancher hatte schon bei solchem Vorstoß sein Leben eingebüßt! Nicht allen auch, die dabei nur verwundet waren, war es so gegangen, wie dem prächtigen, zähen Musketier Wintermeier, der mit zerschmettertem Wein vor dem feindlichen Graben liegen geblieben war, aus seiner Betäubung aufwachend die erfolgreichen Kameraden schon wieder in den Schutz des eigenen Grabens zurückgekehrt merkte und nun doch noch, wenn auch unter unsagbaren Schmerzen und unter noch unausdenkbar größerer innerer Erregung, in stundenlangem Mühen unter feindlichen Geschossen hin zu unserer Stellung herüberkriechen konnte! Nicht allen auch, die zwischen den Gräben verwundet liegen geblieben waren, war es so gegangen, wie den dreien, die der unerschrockene Leutnant Wilms auf die Meldung ihres Vermißtverdens selber draußen suchte und fand und durch das feindliche Feuer zurücktrug und so rettete. Veraltsame Erfahrungen gegen den tapferen und wachsamen Feind drüben in den französischen Gräben fordern ganze Männer, erprobte Soldaten voll Kaltblütigkeit und Mut und Todesbereitschaft. Die sollten heute zu dem geplanten Vorstoß in die feindliche Stellung überlesen werden.

Der Oberleutnant hatte seine Kompanie antreten und die Aufforderung „Freiwillige vor!“ ergehen lassen. 90 Mann brauchte er; über das Doppelte dieser Zahl mangelte es. Aus diesem wurde die Auswahl getroffen. Denn wurde auf Wunsch der Offiziere und Mannschaften von dem evangelischen wie von dem katholischen Pfarrer Gottesdienst gehalten, kurz und herztökkend. Ernst und leise ging die Schar der Andächtigen von dannen, da drängten sich drei an ihren Pfarrer heran, wagten aber nicht zu reden. Nur ihre unschlüssige Haltung und ihre bittenden Augen zeigten dem, daß sie etwas auf dem Herzen hatten. So fragte er sie nach ihrem Begehr, und da kam es heraus: Freiwilliger vor! hatte es geheißen, und da waren auch sie mit vorgestellt; aber sie waren zurückgewiesen und wollten doch so gerne mit dabei sein! Warum zurückgewiesen? Nun, der wäre verheiratet, der zu jung an Kampferfahrung und der etwas schwächlich. Aber sie wollten doch so gerne dabei sein! Ob nicht vielleicht der Herr Pfarrer, ja, ob nicht vielleicht der Herr Pfarrer beim Herrn Oberleutnant ein gutes Wort einlegen könnte, daß sie doch noch mitdürften. Das sind unsere deutschen Soldaten 'im 22. Kriegsmonat. So folgen sie dem Rufe: Freiwillige vor!

\*  
Das Rekrutenbataillon war die ganze Woche über nicht zur Ruhe gekommen. In aller Morgenfrühe schon war Tag auf Tag Beden, und bis die Sonne hinter den Bergen der Chôtes Lorraines verschwand, gab es unausgesetzt zu tun für die jungen und alten Rekruten, die da im Waldlager untergebracht waren. Und die kommenden Vaterlandsteidiger nahmen es sichtlich erst mit ihren Rekrutenschlachten, ob sie nun vor dem altersohrene Lehrer oder junger Landarbeiter, schmächtige Theologienabidaten oder handfeste Schniede, gewandte Referendare oder schwerfällige Bauernjungen waren. Sie „klappeten Griffe“ und machten Sturmangriff, hoben Gräben aus und bauten Stollen, stocherten Maschinen und errichteten Drahtverhaue, schlugen Holz und schleppten Wasser, je wie es ihnen beschien war, und sonnen des Abends früh in rechtschaffener Müdigkeit auf ihre Lager zu gesunden Schlaf, bis der Dienst am frühen Morgen sie wieder aufrief. „Keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht“ summte der Biesbadener Opernsänger mit dem unverwüstlichen Humor unserer Feldsoldaten vor sich hin; denn mehrere Nächte hatten sie sich in dieser Woche schon mit Stellungsaushaben und Bäume schleppen um die Ohren geschlagen und hinterdrein nur wenige Stunden Schlaf gehabt. Nach Hause zu schreiben

oder etwas zu lesen, dazu war man in den kurzen Es- und Ruhepausen nicht ausgelegt, nicht frisch genug. Das alles, Ruhen und Lesen und Schreiben, das sollte am Sonntag kommen, an dem es nur einige Appelle gab. Ja, Sonntag! Wie sie alle sich auf seine Ruhe freuten!

Inzwischen traf im Lager vom Divisionspfarrer des Fernspruchs ein: „Laut Divisionsbefehl Sonntag, 8 Uhr vormittags, evangelischer Gottesdienst in X. ... Den Mannschaften des Rekrutenbataillons ist die Beteiligung freigestellt.“ Das Regenwetter der letzten Tage machte ohne dies den Weg zu dem kleinen französischen Dorf nicht verlockender, und die kleine französische Dorfkirche sah ja auch außer den Truppen, die im Dorf selbst zur Ruhe lagen, nicht mehr viele. Also „Freiwillige vor!“

Die Müdigkeit der ganzen Woche stellte den Rekruten in den Knochen und blinzerte aus ihren Augen, als sie am Samstagabend zum Appell antrafen. Müde hörten sie auf die Mittelungen und Befehle. Dann wurde zur Beteiligung am morgigen Kirchgang aufgefordert. „Freiwillige vor! Es soll keiner gezwungen sein, zumal die Kirche in X. nicht alle aufnehmen kann. Darum nur freiwillige vor!“

Zu Hause in Friedenszeiten hätte sich vielleicht keiner von all diesen Männern gemeldet, oder nur der Seminaroberlehrer und fröhre Theologe und vielleicht noch einer oder der andere von den Bauernburschen. Und nun lockte die Ruhe des Sonntagmorgens, auf die sie alle sich freuten. „Freiwillige vor!“ Und das Unerwartete geschah: Alle, alle traten vor, auch nicht einer blieb zurück. Alle wünschten sie, um Kirchgang teilzunehmen. „Das geht nicht! Alle können nicht mit. Wer tritt freiwillig zurück? Niemand rückt sich von der Stelle; keiner tritt zurück, keiner will zurückbleiben, auch nicht einer. Der Fernsprecher arbeitet. Der Divisionspfarrer erfährt von dem Erfolge des „Freiwillige vor!“ und wird gefragt, ob das Erscheinen aller möglich sei. Und es wird möglich. Die Sonne grüßte den Sonntag, und auf dem Kirchhofe um die altehrwürdige kleine Kirche von X. her standen zwischen verwitterten Grabsteinen und auf überwucherten Wegen weit über tausend andächtige Männer und Frauen singend und betend und lauschend vor ihren Gott: „Freiwillige vor!“ \*

Die Stille der Nacht liegt über dem alten Schloß von X., und die alten Linden davor erzählen sich leise von den fernern Zeiten, da eine Schwester der Jungfrau von Orleans den truhenden Steinbau steil über dem Tale des Flühbuchs aufführte. Von fernher wirft eine Leuchtrale der wachsamem Gegner zudende Lichter über die große, zusammenmaulende Steinterrasse; und wenn der Donner einschlägt, der Kanonen von den Stellungen zum schlummernden Schloß herüber tönt, dann zittert daran wohl die weiße Dame mit dem roten Kreuze wie in tiefem Widerwillen, und einer oder der andere von den Verwundeten, die im Schloß gekettet sind, fährt jäh empor: „Feuerüberfall?“ „Achtung, Mine!“ und fällt wieder in unruhigen Schlummer zurück.

Da ein Klingeln des Fernsprechers, ein Huschen über die Steinfliesen der Halle, ein Lichtanzünden; auf den Treppen wird es lebendig mitten in der Nacht. Ein Schwerwundeter ist angekündigt. Pflichtgemäß ist als erster der Assistent des Chefarates zur Stelle, der „Professor“, wie die Kameraden den pflichtstrengen ersten Mann mit den durchgeistigten Augen nennen. „Ist das Auto schon da?“ Da rattert es durch das Tal hinauf. Im Operationsaal ist jedermann auf seinem Posten. Oberarztarzt Boerner kennt keine Säumigkeit und Unordnung. Der erste Chirurg der Division im weißen Mittel des Operateurs ist fertig zur Arbeit, als der bleiche, bewußtlose Unteroffizier mit der schweren Granatverletzung eingeliefert und auf den Operationstisch gelegt wird. Ein prüfender Blick unter den schnell entsezierten Notverband. „Höchste Zeit!“ Und Messer und Sonde und Schere und Kupfer arbeiten in den Händen der Ärzte und Gehilfen bei peinlicher Sorgfalt und zielicher Anke mit fliegender Geschwindigkeit. Kein Wort! Der Verwundete atmet ruhig in der Narrose. „Vielleicht glüht's noch!“ Dann wieder Stille. Der Operateur ist ganz gespannte Kraft; da fliegt ein Wattebausch, da ein unscharfes Messer beiseite. Schnell! Schnell! „Puls schlecht!“ Aber weiter! Daheim träumt eine liebende Frau und unmündige Kinder vielleicht gerade eben von frohem Wiedersehen mit dem geliebten Manne und der...! „Zu viel Blut verloren.“ Der von der Arbeit erhitzte Chirurge rich-

setzt sich auf und schaut einige Augenblicke prüfend auf den Schwerverletzten. Dann gehen seine Blicke über seine Ärzte und das helfende Sanitätspersonal. „Es hilft nichts, wir müssen ihm frisches Blut einführen! Übertragen! Wer will's wagen? Freiwillige vor!“ Sein Blick bleibt auf den Sanitätsmannschaften haften. Die sehen ernst in sich hinein. Sollten sie's wagen? 10 Minuten lang ihr Blut in die Adern des durch den Blutverlust an den Rand des Todes gebrachten Kameraden einströmen lassen? Sich eine Infektion aussetzen? vielleicht gar dem.... Doch ehe noch einer sich entschlossen, tritt aus der Reihe der helfenden Ärzte ein junger Feldunterarzt hervor. „Nehmen Sie mich, Herr Oberstabsarzt!“ Der sieht verwundert zur Seite, dem jungen entschlossenen Manne ins ruhig blickende Auge. „Was, Sie, Böwing?“ Aber es ist keine Zeit zu verlieren mit Staunen und Fragen und Bedenkenäußern. Schnelle Hilfe tut not. Schnell ist das Nötige getan. Ein Schnitt des sicher geführten Messers in die Schlagader am Handgelenk des mit keiner Wimper zuckenden Arztes, und schon pulst das frische Blut in die Venen des Schwerverwundeten hinüber. Lange 10 Minuten! Dann werden flugs zwei Verbände angelegt; und durch das Opfer dessen, der willig sein Blut für den ihm unbekannten Kameraden dahingeben hat, wird der andere aus Lebensgefahr glücklich gerettet. Als beide gesundet sich die Hände reichen konnten, wußten sie für ihr Leben, wie das „Freiwillige vor!“ auch Kameradschaft erheischt.

## 22 = Bunte Welt. = 22

Wie Berlin vor 100 Jahren Königs Geburtstag feierte. Während König Friedrich Wilhelm in den ersten Augusttagen des Jahres 1816 an den Heilquellen zu Karlsbad und Teplitz Kräftigung seiner Gesundheit suchte, ließ es sich die preußische Residenz nicht nehmen, sein auf den 3. August folgendes Geburtstagsfest in herkömmlicher Weise als Volksfest zu feiern. Die Anwesenheit des Fürsten Blücher von Wahlstatt, des ruhmgekrönten Feldmarschalls, gab dem Tag seine besondere Weihe. Um 10 Uhr vormittags wurde zunächst auf dem Exerzierplatz im Tiergarten ein Garnison-Gottesdienst gehalten, zu welchem Zweck die Truppen in einem großen Biret aufgestellt waren. Den Höhepunkt erreichte die schlichte Feier, als nach der eindrucksvollen Predigt des Garnisonpfarrers Licht inmitten der versammelten Generalität der greife, aber noch immer elastische und frische Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt eine kraftvolle Ansprache hielt, die er mit dem Ruf: Es lebe der König! abloß. Ein dreimaliges Hurra pflanzte sich brausend über den Platz fort, während eine unweit des Platzes aufgestellte Batterie Kanonenläufe löste. Die Truppen formierten sich hierauf in zwei Linien. Der Fürst ritt zuerst an ihnen entlang und ließ sie dann an sich vorbeimarschieren, wobei er mehrmals seiner Zufriedenheit durch huldbvolles Kopfnicken Ausdruck gab. Nachmittags und abends versammelten sich die Regimenter auf verschiedenen, in der Umgebung Berlins zur Bewirtung des Militärs eigens eingerichteten Plätzen und vergnügten sich dabei durch Scheibenschießen, Wettkäufen usw., wobei es Prämien gab und später auch fröhlichem Gesang und Tanz ausgiebig gehuldigt wurde. Ein schöner Sommerabend begünstigte die Veranstaltung von Illumination und Feuerwerk jeder Art. Vor allem in der Hasenheide, wo die Grenadier-Regimenter Kaiser Alexander, Kaiser Franz und das Garde-Schützen-Bataillon versammelt war, erreichten Festpracht und Festfreude ihren Höhepunkt; drei Musikkorps trugen für die musikalische Grundlage des Volksfestes, an dem die Berliner Bürgerschaft natürlich regsten Anteil nahm, ausgiebig Sorge. Der Gouverneur von Berlin, Graf von Kalkreuth, veranstaltete nachmittags eine Festtafel, an der zunächst den königlichen Prinzen Feldmarschall Blücher, das diplomatische Corps sowie die höchsten und hohen Staatsbeamten vom Militär und Zivil teilnahmen. Außerdem gab der zum Zweck der Fürsorge für bedürftige Krieger oder Familien gefallener Soldaten 1815 von der Berliner Garnison gegründete „Vaterländische Verein“ seinen Schüllingen noch ein besonderes Fest. „Nicht nur in der Residenz und deren Umgebung,“ so heißt der ausführliche Bericht, dem wir die vorstehenden Angaben entnehmen, besonders herbor, „sondern selbst in den entfernten ländlichen Besitzungen und Dörfern Moabit, Grunewald, Panlow,

Charlottenburg, als an denjenigen Orten, wo ebenfalls Truppenabteilungen unserer tapferen Garnison Erfrischungen gereicht wurden, waren überall frohe Tischgesellschaften in buntem Gewand sichtbar.“

Prinz Eugen bei Peterwardein (3. August 1716). Die Gestalt des „edlen Ritters Prinz Eugen von Savoyen“, der so recht der Nationalheld Österreichs ist, tritt in das helle Licht der Erinnerung am 200. Jahrestag des glänzenden Sieges bei Peterwardein, dem großartigen Aufstand zu jenem berühmten Feldzuge, in dem der Held „Stadt und Festung Belgrad“ eroberete. In einem feinsinnigen Aufsatz hat einmal der zu früh verstorbene Kunst- und Kulturhistoriker Ferdinand Laban auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß Prinz Eugen, der „das heutige Österreich-Ungarn geschaffen“, im Bewußtsein des Volkes nur noch als eine sageumspönnene Legendenfigur fortlebe, daß seine Persönlichkeit zu einem verchristen, aber schattenhaften Symbol geworden sei. Heute gewinnt dieser deutsche Nationalheld in unserm Bewußtsein wieder Blut und Leben, und die ruhmvolle Überlieferung, die mit ihm verknüpft ist, erfährt in Österreich eine stolze Wiederauferstehung. Hugo von Hofmannsthal hat mit dichterischer Anschauung sein Bild gestaltet, und in einem der neuesten Bände der im Insel-Verlag erscheinenden „Österreichischen Bibliothek“ läßt eine kluge Auswahl aus seinen Briefen, Gesprächen und Urteilen die geistreich knappe, an Friedrich den Großen gemahnende Weisheit des Prinzen unvergängliche Weisheit verklunden. So rüdt uns auch Prinz Eugen als Sieger von Peterwardein in eine neue Beleuchtung. Wir fühlen neben der kaltblütigen Besonnenheit des Taktikers, der in der Manövriertechnik und der allmäßlichen Ermattung seines Gegners die Strategie seiner Zeit zur Vollendung erhob, den unwiderstehlichen Angriffsgeist des Schlachtenlenkers, der als Generalissimus im entscheidenden Augenblick des Kampfes wie ein gemeiner Krieger und zugleich wie der leibhaftige Kriegsgott als Vorderster sich in die Flanke des Feindes stürzte. Prinz Eugen hat nie seinen Feind gering geachtet; aber er hat den überlegenen Gegner, wo es not tat, gepaßt und geschlagen in dem Sicherheitsgefühl einer tiefen Gottesfurcht. „Wie Sie den Feind kennen, der von Natur kühn und dürfelhaft ist,“ schrieb er nach der Schlacht bei Peterwardein an den Marschall Villars, „geschah ihm, was er hätte vermeiden können, da Gott mit der gerechten Sache war.“ Das fünfständige Ringen vom 3. August 1716 leitet den letzten entscheidenden Krieg ein, den Prinz Eugen für seinen kaiserlichen Herrn gegen die Türken führte. Der sieggünstige Feldherr hatte den Oberbefehl gegen den wieder bedrohlich vordringenden Feind übernommen und ein Heer von 68 000 Mann bei Peterwardein versammelt, gegen die der Großwesir Damad Ali Pascha 150 000 Mann von Belgrad her auf dem rechten Donauufer heranführte. Auf die Kunde seines Anmarsches nahm Eugen eine stark befestigte und sichere Stellung ein, in deren Anlegung er der bewährte Meister war. Gerüchte übertrieben die zahlmäßige Übermacht des Gegner ins Ungeheure und erzählten von vielen Hunderttausenden, unter denen die berühmte und berüchtigte osmanische Reiterei eine Hauptrolle spielen sollte. Ein durch den Grafen Palffy am 1. August ausgeführter Erkundungsversuch mißglückte. Aber Eugen entschloß sich, obwohl er keine genauen Nachrichten über das ihm gegenüberliegende Heer hatte, zum Angriff. Seine Infanterie befehligte Heister, die Kavallerie Palffy, die Reserve Spleny. Auf der andern Seite stand der rechte Flügel unter dem Beglerbeg von Rumeli en Sari Ahmed, der linke unter dem Beglerbeg von Anatolien Türk Ahmed. Im Ansturm erschöpfte der österreichische linke Flügel sofort bedeutende Vorteile, aber der rechte wurde von dem vordringenden Feind zurückgeworfen, und so wankte das Rünglein der Wage, die den Sieg des Tages trug, bedenklich hin und her. Da warf Prinz Eugen plötzlich 2000 Reiter von seinem Flügel her gegen den linken Flügel der Türken, kam so in den Rücken und verwandelte ihr siegreiches Vorgehen in eine entschiedene Niederlage. Vergebens suchte Ali Pascha die Flucht seiner Truppen aufzuhalten; er fiel, und seine geschlagenen Linien flüchteten ungeordnet nach Belgrad zurück, unter dessen Mauern sie Schutz fanden. Die Verluste der Kaiserlichen waren in dem kurzen, aber grimmigen Ringen nicht viel geringer als die des Feindes. 8000 Gegner waren auf dem Schlachtfeld geblieben; die Österreicher bellagten 5000 Mann an Toten und Verwundeten, aber reiche Beute und der Sieg war ihr Lohn.